

Michael B. Wolfe

ZWEI WÖLFE UNTERWEGS

Die Zeit zwischen Tavira, Marokko
und der Ranch in Spanien



Zwei Wölfe unterwegs

Die Zeit zwischen Tavira, Marokko und der
Ranch in Spanien

Michael B. Wolfe

Impressum

Michael Hampo

c/o POSTFLEX PFX-737-765
Emsdettener Straße 10
48268 Greven

E-Mail:

m.b.wolfe@comfa.de

Verantwortlich nach § 18 Abs. 2 MStV:

Michael Hampo

KI-Hinweis:

Der Text wurde teilweise mit Unterstützung von KI-Software (Microsoft Copilot) lektoriert.

© 2026 Michael Hampo

Autor: M. B. Wolfe Dieses Buch ist ein selbstverlegtes Werk des Autors.

Vorwort

Dieses Buch war nicht geplant.

Geplant war, ein Wohnmobil zu kaufen, das zu groß war für zwei Menschen und zu schwer für die meisten Straßen und zu teuer für den gesunden Menschenverstand. Geplant war, einen Smart hinten rein zu stellen, der zu klein war für die meisten Straßen und zu leicht für die Wüste und zu vernünftig für das, was wir mit ihm vorhatten. Geplant war, loszufahren und irgendwann wiederzukommen. Das Loszufahren hat funktioniert. Das Wiederkommen steht noch aus.

Mein Name tut nichts zur Sache, nennt mich Stepvogel. Die einen sagen Micha, die anderen Mitch – eine kleine Flucht vor der statistischen Häufigkeit meines Vornamens in Deutschland. Ich war Polizist, bei der Kripo. Die Uniform hing meistens nur für offizielle Anlässe im Schrank, ein stiller Mahner, der bei jeder Anprobe die bange Frage aufwarf, ob die Naht den letzten Urlaub überlebt hat. Heute brauche ich keine Uniform mehr, heute reicht der Staub von Marokko.

Neben mir sitzt Jar Jar. Jar Jar heißt eigentlich Jutta, aber niemand nennt sie Jutta, weil Jar Jar besser passt, und warum Jar Jar besser passt, erklärt sich von selbst, wenn man sie kennt, und wenn man sie nicht kennt, muss man mir glauben. Sie ist der Grund, warum dieses Buch existiert. Nicht weil sie gesagt hätte: Schreib ein Buch. Sondern weil ohne sie nichts passiert wäre, worüber man eines schreiben könnte.

Wir kommen aus Oberfranken und Düsseldorf. Aus Oberfranken kommt man nicht weg, man nimmt es mit, in der Sprache, im Gemüt, in der Art, Dinge zu sagen, die andere Leute in zehn Worten sagen, in dreien, und in der Art, das Leben nicht schwerer zu nehmen, als es ohnehin schon ist. Unser Wohnmobil nennen wir Druggerla, was fränkisch ist für einen verniedlichten Truck, und wer findet, dass ein 7,5-Tonner keinen Namen verdient, der wie ein

Kosenamen für ein Meerschweinchen klingen, der war noch nie in Oberfranken.

Ich war Polizist. Jetzt im Ruhestand, oder Unruhestand. Was ein Polizist im Ruhestand tut, wenn er ein Wohnmobil hat und eine Frau, die keine Angst vor Abgründen kennt, und einen Smart, der keine Angst kennen sollte, aber alles Grund hätte – das steht in diesem Buch.

Es steht auch darin, wie marokkanischer Staub einen Motor tötet. Wie ein Sandsturm aussieht, wenn man mittendrin sitzt und nichts sieht. Wie eine Markise stirbt, laut und theatralisch und vor Publikum. Wie Kinder „Bon bon“ rufen und Polizisten salutieren und Tajine schmeckt, wenn man hungrig ist, was man immer ist. Wie die Sterne aussehen, wenn kein Restlicht sie stört, und wie die Stille klingt, wenn nichts sie füllt.

Es steht nicht darin, wie die Reise endet. Weil sie nicht endet. Weil wir, während ich das hier schreibe, in Mazarrón sitzen, Südostspanien, auf einer Ranch, und das Druggerla steht und ruht und wartet, und der Smart fährt, und Jar Jar sitzt neben mir, Füße auf dem Armaturenbrett, Schuhe ausgezogen, und ihre Zehen bewegen sich, und die Straße ist da, und wir sind unterwegs, noch immer, immer noch.

Wer ein Buch sucht mit Anfang, Mitte und Ende, der ist hier falsch. Wer ein Buch sucht mit Anfang, Mitte und Weiter-fahren, der ist hier richtig. Die Namen der Personen sind frei erfunden.

Tavira, oder: Die Stadt, die mehr Kirchen hat als Sünder

Der Januar in Portugal riecht nach feuchtem Stein und geröstetem Kaffee, und wenn man ganz genau die Nase in den Wind hält, nach jenem eigentümlichen Gemisch aus Atlantiksalz und Orangenblüten, das die Algarve im Winter verströmt wie eine alte Dame ihr Parfüm – großzügig, etwas aufdringlich und mit einer Selbstverständlichkeit, die keinen Widerspruch duldet.

Wir standen in Tavira, und Tavira stand da wie eine Postkarte, die jemand vergessen hatte abzuschicken. Weiß getünchte Häuser kletterten den Hügel hinauf, als

wollten sie dem Fluss Gilão entkommen, der die Stadt in zwei Hälften teilt wie ein salomonisches Urteil. Links die eine Hälfte, rechts die andere, und dazwischen eine Brücke, von der man behauptete, sie sei römisch, was in dieser Gegend ungefähr so viel bedeutet wie die Behauptung, etwas sei alt. Alles hier war alt. Die Brücke war alt. Die Kirchen waren alt. Die Katzen, die auf den Mauern dösten, wirkten, als hätten sie persönlich noch die Reconquista miterlebt und für nicht besonders aufregend befunden.

Siebenunddreißig Kirchen zählte diese Stadt. Siebenunddreißig. Für eine Gemeinde, deren Einwohnerzahl man auch auf einem mittelgroßen Bierdeckel hätte notieren können, war das eine beachtliche Quote. Der Himmel über Tavira war gespickt mit Türmen und Kuppeln, als hätte jemand eine Handvoll Monopoly-Häuser über die Landschaft geworfen und vergessen, sie wieder einzusammeln. Man konnte keine hundert Meter gehen, ohne auf eine weitere Fassade zu stoßen, hinter der sich eine weitere Kapelle, eine weitere Marienstatue, ein weiteres Versprechen auf Erlösung verbarg. Für eine Stadt, die in der Bronzezeit gegründet worden war und seitdem Phönizier, Römer, Westgoten und Mauren hatte kommen und gehen sehen, war das vermutlich die logische Konsequenz: Wer so viel erlebt hat, braucht viele Orte zum Beten.

Die Pfarrkirche Santa Maria do Castelo empfing uns mit jener kühlen, andächtigen Stille, die Kirchen im Winter eigen ist, wenn die

Touristen noch nicht da sind und die Heiligen unter sich bleiben dürfen. Im dreizehnten Jahrhundert hatte man sie auf die Grundmauern einer Moschee gesetzt, was architektonisch ein raffinierter Schachzug war und religionspolitisch das damalige Äquivalent einer feindlichen Übernahme. Gotik traf auf manuelinischen Stil, islamische Fundamente trugen christliche Gewölbe und die Azulejos an den Wänden – jene handgemalten Kacheln, die in Portugal so allgegenwärtig waren wie in Deutschland die Beschwerde über das Wetter – erzählten Geschichten von Heiligen und Seefahrern, von Glauben und Eroberung, in jenem Blau, das so tief war, dass man darin hätte ertrinken können.

Draußen, auf dem Hügel, thronte das Castelo. Im elften Jahrhundert von jenen Herrschaften errichtet, die damals das Sagen hatten, bevor dann andere Herrschaften kamen und ebenfalls das Sagen haben wollten, was in der Regel damit endete, dass alle Beteiligten sich gegenseitig die Burgen kaputtmachten und anschließend neue bauten. Das große Erdbeben von 1755 erledigte dann, was die Herrschaften übrig gelassen hatten. Der Blick von dort oben war so atemberaubend, dass ich beinahe vergaß, dass die Burg selbst geschlossen war. Natürlich war sie geschlossen. Wir waren im Januar in Portugal. Alles war geschlossen. Das Universum hatte beschlossen, uns die Sehenswürdigkeiten ausschließlich von außen zu zeigen, als stünden wir vor dem Schaufenster eines Lebens, an dem ein Schild hing: „Bitte nicht berühren“.

Wir schlenderten den Hügel hinunter zum Mercado da Ribeira, dem alten Marktplatz, der seit 1887 existierte und irgendwann den klugen Entschluss gefasst hatte, sich vom Lebensmittelmarkt in ein Zentrum für Kunst und Kunsthandwerk zu verwandeln, was in der universellen Sprache der Gentrifizierung bedeutete, dass die Fische gegen Töpferwaren und die Gemüsehändler gegen Aquarellmaler ausgetauscht worden waren. Daneben der Jardim do Coreto, ein Park, der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts angelegt worden war und in dem man auf einer Bank sitzen und so tun konnte, als

hätte man nirgendwo anders auf der Welt sein wollen. Was in meinem Fall sogar stimmte.

Die Igreja da Misericórdia fanden wir auf dem Rückweg. Renaissancebau, sechzehntes Jahrhundert, und von innen so überwältigend, dass selbst Jar Jar die Schuhe anbehielt, was bei ihr als Zeichen tiefen Respekts zu werten war. Der vergoldete Altar leuchtete in der Dämmerung der Kirche wie ein Versprechen, das jemand zu ernst genommen hatte, und die Azulejos an den Wänden erzählten von den Werken der Barmherzigkeit in jenem Blau-Weiß, das die Portugiesen perfektioniert hatten und das allein den Besuch wert war.

Tavira war keine Stadt, die einen überwältigte. Sie war eine Stadt, die einen umschmeichelte. Die einem den Arm um die Schulter legte und sagte: Setz dich, trink einen Galão, lass die Zeit vergehen. Hier eilt niemand. Hier hat nie jemand geeilt. Selbst die Römer, die im zweiten Jahrhundert vor Christus hier ihren Hafen bauten, hatten vermutlich erst einmal einen Kaffee getrunken, bevor sie mit dem Erobern anfangen.

Wir folgten dem Rat der Stadt und tranken unseren Kaffee. Das Jahr hatte begonnen.

Tarifa, oder: Wo Europa aufhört und der Wind anfängt

Dreißig Kilometer südwestlich von Algeciras, an jenem Punkt, wo das Mittelmeer den Atlantik küsst und dabei so tut, als wäre es Zufall, liegt Tarifa. Und wenn ich „liegt“ sage, meine ich das im wörtlichen Sinne: Die Stadt duckt sich, presst sich an die Küste, klammert sich an den Felsen wie ein Mann, der versucht, bei Windstärke acht seinen Hut festzuhalten. Denn der Wind ist in Tarifa keine meteorologische Erscheinung. Er ist ein Mitbewohner. Er hat keinen Mietvertrag und zahlt keine Miete, aber er hat die größte Wohnung und das letzte Wort.

Wir rollten mit dem Druggerla auf den Stellplatz, und der Wind begrüßte uns mit jener Herzlichkeit, die er allem entgegenbringt, was eine Angriffsfläche bietet. Unser Wohnmobil, mit seinen 9,20 Metern Länge und 3,60 Metern Höhe, war aus Sicht des Windes ungefähr so verlockend wie ein Segel auf einem Jahrmarkt. Er rüttelte an den Türen, piffte durch die Dichtungen und legte sich mit einer Beharrlichkeit gegen die Flanke des Druggerla, die an einen betrunkenen Freund erinnerte, der sich bei jemandem unterhaken will und nicht versteht, dass er zu schwer ist. Siebeneinhalb Tonnen, und der Wind schob sie über den Stellplatz wie einen Einkaufswagen. Jar Jar sah mich an. Ich sah Jar Jar an. Keiner sagte etwas, aber beide dachten dasselbe: Die Markise bleibt drin.

Man musste den Wind in Tarifa nicht mögen. Man musste ihn hinnehmen, wie man einen Schwiegervater hinnahm – er gehörte dazu, er ging nicht weg, und wenn man lange genug mit ihm lebte, fand man ihn irgendwann sogar unterhaltsam. Der Levante kam von Osten, heiß und trocken und aus Afrika, als hätte der Kontinent gegenüber beschlossen, seine Luft rüberzuschicken, weil er selbst zu viel davon hatte. Der Poniente kam von Westen, vom Atlantik, feucht und kühl und mit dem Geruch von offenem Meer. Beide

wechselten sich ab wie Schichten in einer Fabrik, und zwischen den Schichten gab es manchmal eine Stunde Ruhe, in der die Luft stillstand und in der Tarifa so tat, als wäre es ein normaler Ort, was es nicht war und nie gewesen war und nie sein würde.

Der Strand

Ich muss über den Strand reden, weil der Strand der Grund war, warum Menschen nach Tarifa kamen, und weil der Strand in Tarifa nicht das war, was man unter einem Strand verstand, wenn man aus Düsseldorf kam, wo Strand bedeutete: Rheinufer, Kiesel, Altbier.

Der Strand in Tarifa war eine Linie zwischen zwei Welten. Links das Mittelmeer, rechts der Atlantik, und die Stelle, an der sie aufeinandertrafen, war kein sanfter Übergang und kein allmähliches Verschmelzen, sondern ein Zusammenprall, den man sehen konnte – zwei Farben, zwei Strömungen, zwei Temperaturen, zwei Meere, die sich berührten und die sich nicht mischten, wie Eheleute, die im selben Bett schliefen und trotzdem getrennte Decken hatten. Das Mittelmeer war wärmer, ruhiger, fast zahm. Der Atlantik war kälter, wilder, unberechenbar. Und dazwischen lag man auf seinem Handtuch und wusste nicht, zu welchem Meer man gehörte, und es war einem egal, weil der Sand warm war und der Himmel weit und weil man nirgendwo anders auf der Welt an einer Stelle liegen konnte, an der zwei Meere sich trafen und keines gewinnen wollte.

Die Playa de los Lances erstreckte sich kilometerweit, weiß und breit und so flach, dass der Wind den Sand über die Oberfläche trieb wie Schnee über eine Eisfläche, in langen, flachen Schwaden, die einem um die Knöchel strichen und die den Strand lebendig machten, als atme er. Kitesurfer und Windsurfer bevölkerten die Küste wie bunte Schmetterlinge in einem Sturm, ihre Drachen und Segel knallend im Levante oder Poniente, je nachdem, welcher Wind gerade die Oberhand hatte. Tausende kamen jedes Jahr hierher, um sich vom Wind durch die Wellen zerren zu lassen, was als Sport galt, obwohl

es aus meiner Perspektive eher wie eine besonders elegante Form der Selbstaufgabe aussah.

Ich stand am Strand und bewunderte diese Menschen, ihre Körper, ihre Ausrüstung, ihre offenkundige Gleichgültigkeit gegenüber der Möglichkeit, vom Wind nach Afrika geweht zu werden. Denn Afrika war nah. So nah, dass man es bei klarer Sicht sah, eine braune Linie am Horizont, ein stummes Versprechen. Vierzehn Kilometer Wasser. Das war alles. Vierzehn Kilometer zwischen Europa und einem anderen Kontinent, zwischen hier und dort, zwischen dem, was man kannte, und dem, was man nicht kannte.

Die Strandbars

Wer den Wind verstehen wollte, musste sich in eine Strandbar setzen. Nicht in ein Restaurant in der Altstadt, nicht in ein Café hinter Mauern, nicht in einen geschützten Innenhof. In eine Strandbar. Direkt am Sand. Direkt im Wind. Mit einem Getränk in der Hand, das man festhielt, weil der Wind es einem sonst nahm, und mit einer Serviette auf dem Teller, die man festhielt, weil die Serviette verloren war, sobald man sie losließ, und weil man das akzeptierte, so wie man den Wind akzeptierte und so wie man akzeptierte, dass Sand im Essen war, nicht viel, aber genug, um zu wissen, wo man saß.

Die Bars waren aus Holz und Bambus und Stoff gebaut, provisorisch und absichtlich provisorisch, als wollten sie sagen: Wir sind nicht für die Ewigkeit, wir sind für heute, und heute ist genug. Barfuß saß man da, die Füße im Sand, ein Bier oder einen Tinto de Verano in der Hand, und vor einem lag der Strand und das Meer und das zweite Meer und Afrika am Horizont, und hinter einem lag Europa. Alles, was Europa bedeutete – die Termine und die Rechnungen und die Pflichten und die Versicherungen und jenes ganze Paket aus Müssen und Sollen, das man mit sich trug wie einen Rucksack, den man nie absetzte, und den man hier, in dieser Strandbar, mit den Füßen im Sand und dem Wind im Gesicht, für einen Moment

absetzte, und das Absetzen war so leicht und so schwer zugleich, dass man sich fragte, warum man es nicht öfter tat.

Jar Jar saß neben mir. Die Schuhe ausgezogen, natürlich, die Schuhe waren das Erste, was sie auszog, sobald Sand in Sicht war, als hätte Sand eine magnetische Wirkung auf ihre Fußsohlen. Ihr Haar wehte. Alles wehte. Die Sonnenschirme wehten, die Tischdecken wehten, die Speisekarten wehten, und der Kellner, der die Speisekarten brachte, wehte beinahe auch, ein dünner junger Mann, der sich gegen den Wind lehnte wie ein Baum, der es gewohnt war, und der die Bestellung aufnahm, ohne zu schreiben, weil Schreiben im Wind eine Fertigkeit war, die niemand besaß.

Das Essen kam. Sand inklusive. Und es war gut.

Die Altstadt erkundeten wir zu Fuß, und zu Fuß in Tarifa hieß: mit eingezogenem Bauch. Die Gassen waren so eng, dass man seine Ellbogen einzog und trotzdem die Hauswände auf beiden Seiten streifte, und der Wind, der über die Dächer kam, wurde in den Gassen zu einem Tunnel, der einem ins Gesicht blies und der die Haare nach hinten drückte und der Jar Jars Rock hochhob, was sie nicht störte, weil sie aus Oberfranken kam und Oberfranken pragmatisch waren.

Über allem thronte die maurische Festung Guzmán el Bueno, achthundert Jahre alt und so trotzig wie am ersten Tag, als hätte sie beschlossen, dem Wind persönlich zu widerstehen, und als hätte der Wind beschlossen, sie dafür zu respektieren. Benannt nach jenem Ritter, der lieber seinen eigenen Sohn opferte als die Festung aufzugeben, was als Heldenmut in die Geschichte einging und was aus heutiger Sicht vor allem bewies, dass die Menschen im dreizehnten Jahrhundert andere Prioritäten hatten als wir.

Die Puerta de Jerez, das letzte stehende Tor der mittelalterlichen Stadtmauer, ragte auf wie ein steinernes Ausrufezeichen. Im dreizehnten Jahrhundert erbaut, erinnerte der Name an die Verbindung zur Weinregion Jerez, was bedeutete, dass selbst die

Tore in dieser Gegend nach Alkohol benannt waren. Das fand ich sympathisch.

Am Abend saßen wir wieder am Strand. Eine andere Bar, dasselbe Prinzip. Sand unter den Füßen, Wind im Gesicht, Afrika am Horizont, das jetzt, im Abendlicht, nicht mehr braun war, sondern blau, dann lila, dann dunkel, dann weg, als hätte jemand einen Kontinent ausgeschaltet.

Die Sonne ging unter. Nicht ins Mittelmeer, nicht in den Atlantik, sondern genau dazwischen, genau dort, wo die beiden Meere sich trafen, und das Licht, das sie hinterließ, war nicht orange und nicht rot und nicht gold, sondern alles gleichzeitig, und der Himmel über Tarifa brannte in Farben, die keinen Filter brauchten und kein Instagram und kein Adjektiv, die einfach da waren, verschwenderisch und kurz, wie alles, das schön war.

Jar Jar sagte nichts. Ich sagte nichts. Der Wind sagte genug für alle.

Ich ahnte an diesem Abend nicht, dass wir bald auf der anderen Seite sein würden. Dass die braune Linie am Horizont, die jetzt in der Dunkelheit verschwunden war, bald keine Linie mehr sein würde, sondern ein Land, mit Straßen und Sand und Polizisten, die salutierten, und Kindern, die „Bon bon“ riefen, und einer Schlucht, die einen Motor tötete, und einem Sturm, der die Welt verschluckte.

Ich ahnte es nicht. Und das war gut so. Denn manche Dinge sollte man nicht ahnen. Manche Dinge sollte man einfach fahren.

La Pescadería, oder: Die Tintenfische der Erleuchtung

In Tarifa gibt es ein Restaurant, das von außen aussieht wie nichts. Es liegt in einer jener jahrhundertealten, verwinkelten Gassen, die das Navi zur Verzweiflung bringen und in denen man sich fragt, ob der nächste Schritt auf eine Treppe, eine Katzenpfote oder einen schlafenden Hund führen wird. Die Fassade verrät nichts. Kein Schild schreit nach Aufmerksamkeit, keine Neonreklame buhlt um den Touristen. La Pescadería ist ein Restaurant, das gefunden werden will, nicht gesucht.

Jar Jar hatte es gefunden. Natürlich hatte Jar Jar es gefunden. Jar Jar fand Restaurants wie andere Leute Pilze fanden – nicht durch Suchen, sondern durch Riechen, durch jenen Instinkt, der ihr sagte, dass hinter dieser Tür und in dieser Gasse und an diesem Ort etwas wartete, das den Abend retten würde, und der Abend brauchte keine Rettung, aber das Essen, das wir uns am Druggerla aus dem Kühlschrank gekratzt hätten, schon.

Drinne war es warm und roch nach Meer und Olivenöl und nach jener Art von Zuversicht, die nur eine Küche ausstrahlte, die wusste, was sie tat. Die Speisekarte war übersichtlich, was in meiner Erfahrung immer ein gutes Zeichen war. Ein Restaurant, das alles anbietet, kann nichts richtig. Ein Restaurant, das wenig anbietet, hat sich entschieden. La Pescadería hatte sich entschieden.

Der Tintenfisch kam frittiert auf den Tisch, und ich sage „kam“, als wäre er spaziert, denn so fühlte es sich an. Nicht geschleppt, nicht serviert, nicht hingestellt – er kam, als hätte er den Weg vom Meer über die Küche auf meinen Teller aus freien Stücken zurückgelegt und als wäre er froh, angekommen zu sein. Er war butterweich, und ich verwende dieses Wort nicht leichtfertig, denn Butter ist heilig und der Vergleich entsprechend gewichtig. Ein Hauch von Knoblauch, eine Prise Meersalz, sonst nichts. Die Präsentation war

ehrlich, geradezu protestantisch in ihrer Schlichtheit, aber der Geschmack war katholisch in seiner Üppigkeit – komplex und tiefgründig und von einer Sinnlichkeit, die mich kurzzeitig vergessen ließ, dass ich in einem Restaurant saß und nicht in einer Kathedrale. Was in Tarifa mit seinen gefühlt dreißig Kirchen pro Quadratkilometer leicht zu verwechseln war.

Jar Jar aß schweigend. Wenn Jar Jar schweigend aß, war das Essen entweder schlecht oder so gut, dass Reden eine Verschwendung gewesen wäre. Sie schwieg. Das Essen war gigantisch.

Der Fisch, der danach kam, war ein weiterer Beweis dafür, dass zwischen Meer und Teller in Tarifa nicht mehr als ein paar Stunden lagen und dass diese Stunden dem Fisch nicht geschadet hatten, was man von den meisten Reisen nicht behaupten konnte. Die Haut knusprig, das Fleisch zart, die Zitronensauce eine leise Verbeugung vor der Kreatur, die hier ihr Leben gelassen hatte, damit ich einen angenehmen Abend verbrachte. Ich empfand eine kurze Regung von etwas, das ein empfindsamerer Mensch als Demut beschrieben hätte, die ich aber schnell mit einem Schluck Weißwein neutralisierte. Der Weißwein war aus der Gegend, kühl und trocken und mit jenem mineralischen Unterton, den Weine hatten, die in der Nähe des Meeres wuchsen und die das Meer geschmeckt hatten, bevor sie in die Flasche kamen.

Das Beste an diesem Abend aber waren nicht die Tintenfische und nicht der Fisch und nicht der Wein, sondern die Zufallsbegegnung. An einem Nachbartisch saßen unsere Nachbarn vom Stellplatz, ein Paar, das wir flüchtig kannten und das sich in jener Art von Parallelexistenz befand, die Wohnmobilisten auf engem Raum entwickelten. Man grüßte sich, man nickte sich zu, man teilte die Entsorgungsstation und jene stillen Blicke, die man sich zuwarf, wenn der Nachbar seinen Abwassertank leerte und man so tat, als schaute man woanders hin, obwohl jeder wusste, dass jeder schaute, weil das Leeren eines Abwassertanks auf einem Campingplatz so privat war wie eine Geburt in einem Schaufenster.

Hier, bei La Pescadería, bei Wein und Tintenfisch, sprachen wir. Zum ersten Mal richtig. Sie planten, in zwei Tagen nach Marokko überzusetzen. Wir planten dasselbe. Es wurde ein Abend voller Reiseanekdoten, Tipps und jenem besonderen Gefühl der Kameradschaft, das entstand, wenn Menschen, die Fremde waren, feststellten, dass sie denselben Wahnsinn teilten. Den Wahnsinn, alles hinter sich zu lassen, was nach Plan aussah, und dorthin zu fahren, wo der Plan aufhörte und das Abenteuer anfang. Oder zumindest das, was man für ein Abenteuer hielt, solange man den Preis noch nicht kannte.

Der Wein floss. Die Geschichten flossen. Und irgendwann, spät, als die Gasse draußen dunkel war und der Wind um die Ecken pfiff und die Katzen schliefen und Tarifa so tat, als gehöre es nur denen, die noch wach waren, irgendwann zahlten wir und gingen. Arm in Arm, durch die engen Gassen zurück zum Stellplatz, und der Wind schob uns vor sich her, als wollte er uns schneller nach Hause bringen, und das Zuhause war das Druggerla, und das Druggerla stand da und wartete, Siebeneinhalb Tonnen Geduld, und der Smart daneben, eine knappe Tonne Zuversicht, und morgen würden wir weiterfahren oder übermorgen oder wann auch immer, weil die Zeit in Tarifa keine Rolle spielte und weil die einzige Uhr, die zählte, der Wind war, und der Wind sagte: Bleibt noch. Es eilt nicht. Es eilt hier nie.

Wir blieben noch.

Der Strand, oder: Eine Abhandlung über die Logistik der Nacktheit

Am nächsten Morgen gingen wir an den Strand, und wenn ich „gingen“ sage, meine ich damit einen ausgedehnten Marsch, der sich bis zum Mittag hinzog und der verschiedene klimatische, textile und philosophische Zonen durchquerte.

Aber zuerst der Strand selbst. Denn der Strand von Tarifa verdiente einen Moment, bevor man ihn mit nackten Menschen bevölkerte.

Er war weit. Nicht breit, nicht lang, nicht groß – weit. Das Wort war wichtig, weil breit eine Messung war und lang eine Angabe und groß ein Vergleich, aber weit war ein Gefühl, und das Gefühl war: Hier hört nichts auf. Der Sand erstreckte sich nach links und nach rechts bis an Punkte, die keine Punkte waren, sondern ein Verschwimmen, ein Auflösen, ein Übergang von Sand in Dunst in Nichts, und das Nichts war nicht leer, sondern voll – voll Strand, den man nicht sah, weil er zu weit weg war, um ihn zu sehen, und der trotzdem da war.

Der Sand war fein. So fein, dass der Wind ihn trug, nicht wirbelte, nicht aufwarf, nicht schleuderte – trug. In langen, flachen Bahnen strich er über die Oberfläche, zentimeterhoch, wie Rauch, der über den Boden kriecht, wie Wasser, das über eine Platte fließt, lautlos und stetig und hypnotisch. Man konnte stehen und nach unten schauen und zusehen, wie der Sand um die eigenen Füße floss, wie ein Fluss aus Gold, der die Knöchel umspülte und weiterzog, immer weiterzog, und der die Fußspuren füllte, kaum dass man sie gemacht hatte, als hätte der Strand keine Lust, sich zu merken, wer hier gewesen war.

Im Hintergrund die Düne. Nicht eine Düne wie in Holland, bepflanzt und befestigt und mit einem Holzzaun und einem Schild